8. August 1939 — Nummer 180

In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(7. Fortsetzung)

„Das habe ich, finde aber den Grund nicht."

„Ich hab' dir schon mal gesagt, daß die Finkenschlager und Steinauer besonders gute Menschen sind. Frau verwitwete Kaden und ihr Inspektor, das wäre ein Futter für sie. Das Bierfässel Voigt bringt kein Mensch mit ihr in Verbindung."

Und Sohr dachte wieder, was er diese Nacht schon einmal gedacht hatte: Arme Carla Kaden.

„Laß mich wissen, Hannjörg, wenn man den Unsinn wahr machen sollte."

Der Alte nickte und ging weiter.

*

An der Trift mähte Sohr Roggen. Es war neun Uhr. Er hatte die Pferde in den Schatten eines Baumes gestellt und saß im Gras, sein Frühstück zu verzehren.

Den ganzen Morgen schon war ihm die blöde Geschichte, die ihm Hannjörg erzählt hatte, nicht aus dem Kopfe gekommen. Also hatte der Großsteinauer doch recht, wenn er den Hofmeister nicht für stubenrein hielt. Schaffte Getreide zur Hintertür hinaus — so ein Schurke. Hatte sicher der Frau auch diese Verkaufsidee eingeredet, und sie hatte sie sich einreden lassen. Aber warum? Benötigte sie so dringend Geld, daß sie sich bereitfand, etwas zu tun, das unter Bauern vom Fach eine Unmöglichkeit, ja ein Schande war? Sie hatte doch ihren Schwager, der ihr beispringen konnte, wenn Not am Manne war. Warum ging sie nicht zu ihm? Sohr fand keinen Reim zu diesen Versen.

Er war eben im Begriffe, aufzustehen, um seine Arbeit wieder aufzunehmen, da hörte er seinen Namen rufen. Es war Clausimann, der da angetippelt kam. Sohr ging ihm entgegen. Und wie er das kleine Kerlchen durch die Stoppeln strampeln sah, quietschvergnügt, wie nur ein Kind es sein kann, dachte er: „Da läuft so ein kleiner Mensch in den Tag und in die Sonne hinein, ahnungslos, und freut sich seines jungen Lebens, während ihm andere seine Zukunft zerschlagen."

Mit leuchtenden Augen streckte er Sohr die Hand zu einem „Guten Morgen!" hin.

„Grüß Gott, min Jong. So früh schon auf den Beinen."

„Trag' mich ein Stück, Sohr, bitte."

„Tragen? Bist bald ein Mann und willst getragen sein, wie ein kleines Mädchen."

„Ich kann schon noch laufen, Sohr, aber es ist fein, wenn du mich trägst."

„Na, da komm," und Sohr hob ihn hoch. Die kleinen, von Luft und Sonne gebräunten Arme legten sich fest um seinen Nacken, und der kleine rote Mund bat:

„Nun darf ich doch mit dir frühstücken?"

„Ich bin schon fertig, Clausimann, hab' alles schon aufgespult."

„Ich hab' was mit. Mamsell hat mir Wurstbrot in die Tasche gesteckt."

„Mamsell meint's gut mit dir."

„Mit dir doch auch."

„Woher weißt du das?"

Sie saßen im Grase, und Claus packte seine Weisheit aus.

„Mutti sagt's. Du kriegtest die besten Bissen. Mamsell kümmerte sich zuviel um dich. Wenn du nur niesest, wäre sie schon aus dem Häuschen."

„Dann darf ich nicht mehr niesen."

„Nein, das darfst du nicht mehr. Du darfst auch nicht zuviel mit Mamsell im Garten sitzen, das mag Mutti nicht leiden. Mutti ist nervös, weil sie schreckliche Sorgen hat." „Hat sie das auch gesagt?"

„Das von den Sorgen — ja, das andere nicht, aber sie zankt Mamsell immer aus, wenn sie aus dem Garten kommt."

„Schön, mein Junge, ich werde auch nicht mehr im Garten sitzen, ich werde immer zu Hinzelmann gehen."

Hinzelmann?! — Da fielen dem Kleinen seine Sünden ein.

„Du — ich soll dir was sagen von Hinzelmann."

„Was denn?"

„Was Dummes. — Um elf Uhr ging der Weizen fort."

„Das ist allerdings was Dummes. Da müssen wir um elf zu Hause sein."

„Warum denn?"

„Weil da Unsinn gemacht wird."

„Wer macht denn den Unsinn?"

„Junge, frag' nicht so viel. Bleib hier sitzen oder pflücke der Mutti einen Strauß. Ich mäh noch ein paar Runden, dann fahren wir heim."

„Nimmst du mich auf den Schoß?"

„Ja, ich nehme dich auf den Schoß."

Zehn Minuten vor elf spannte Sohr auf Finkenschlag die Pferde aus. Hinzelmann, der ihm entgegengehumpelt kam, sah die beiden Falten, die auf Sohrs Stirn drohend zwischen den Brauen standen und freute sich. Die Falten kannte er. Jetzt würde der Weizen nicht verkauft werden, das stand bei Hinzelmann fest, wie das Amen in der Kirche. Aber was hatte der Sohr vor. Das ging hart auf hart und konnte eine nette Geschichte geben.

Frau Kaden war, veranlaßt durch das Rasseln der Maschine, auf die Freitreppe getreten und wunderte sich, Sohr schon Mittag machen zu sehen.

„Was fällt denn dem ein — zehn Minuten vor elf,“ sagte sie zum Hofmeister, der aus dem Hause kam und an ihr vorbeiging.

„Das möchte ich auch wissen, jedenfalls wieder mal so'n spleeniger Entschluß,“ antwortete Voigt und schritt auf Sohr zu.

„Nimm meine Pferde, Hinzelmann,“ sagte Sohr zu diesem, „ich habe heute wahrscheinlich keine Zeit zum Füttern.“

Da gab Voigt Gegenbefehl. „Das unterbleibt. Sie füttern Ihre Pferde selbst.“

„Ah, sieh da, der Herr Hofmeister. Mit Ihnen habe ich zu reden.“

„Ich nicht mit Ihnen.“

„Das glaube ich. Einen Augenblick!“ Er wendete sich wieder Hinzelmann zu. „Also, Hannjörg, erst zwei Futter, dann tränken, dann wieder zwei Futter. Gell', das hast du verstanden.“

Der nickte und trabte mit seinen Pferden ab.

„So, und nun zu Ihnen. Es ist ein dringlicher Fall zu erledigen, Herr Hofmeister. Hier ist nicht der Ort, vielleicht darf ich Sie in den Garten bitten.“

„Was fällt Ihnen ein! Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich Ihr Vorgesetzter bin.“

„Vorgesetzter hin, Vorgesetzter her. Soll ich Ihnen hier, coram publico, erzählen, was ich Ihnen zu sagen habe?“

Da rief Frau Kaden von der Freitreppe herab: „Gehen Sie mit ihm, Voigt. Vielleicht will er um seine Entlassung bitten,“ und bereute auch schon, daß sie das gesagt hatte.

Sohr verneigte sich nach der Herrin hin, dann sagte er zu Voigt: „Kommen Sie, wir haben nicht viel Zeit.“

Hinter den Wirtschaftsgebäuden, im Garten, blieb Sohr vor dem Hofmeister stehen. Die beiden ungleichen Männer standen sich Auge in Auge gegenüber. Voigt klein, dick und purpurrot, Sohr hager, schlank und kreidebleich. Der Zuruf der Herrin hatte dem einen das Rückgrat gesteift, den anderen aber noch erbitterter gemacht.

„Gehen geheißen werden,“ war keine jubelvolle Angelegenheit, aber was kümmerte Sohr schließlich Frau Kaden, mochte sie sich von diesem Fettklumpen begaunern lassen. Blinde soll man nicht sehend machen. Aber da war der Großsteinauer, der Anteil nahm an ihrem Geschick und des Bruders Besitz. Dem war er verpflichtet auf Manneswort. Und ein Junge war da, der einen Vater nie gekannt hatte, an ihm mit Liebe hing und dessen Erbe ein Fauchtel vergeudete. Das war Grund genug zu handeln.

„Ich habe gehört,“ begann Sohr, „daß heute jemand um Hals und Kragen gebracht werden soll und möchte um Aufklärung bitten.“

„Da haben Sie falsch gehört,“ gab der andere zur Antwort. „Ich wüßte nicht, um was es sich handeln könnte.“

„Dann muß ich deutlicher werden.“

„Es wird nötig sein, wenn ich Sie verstehen soll.“

„Was also ist mit dem Weizen am Steinauer Weg?“

„Er wird heute verkauft.“

„Am Halm?“

„Was sonst!“

„Warum?“

„Nicht zum Vergnügen. Die gnädige Frau braucht am Einunddreißigsten zweitausend Mark.“

„Wozu?“

„Was geht Sie das an?“

Wie eine Fanfare fuhr es da Voigt in die Ohren: „Rede!“ und unwillkürlich prallte er zurück. Der Kerl da vor ihm sah aus, als ob er einen mit den Augen in die Erde bohren wollte. Und wie er bleich war! In seinem Gesicht war überhaupt kein Tropfen Blut mehr.

Und Voigt entschloß sich zur Antwort. „Sie hat ein Darlehn zurückzuzahlen.“

„An wen?“

„An den Geldverleiher Warburg.“

„Wo wohnt der?“

„Berlin, Neue Königstraße 23.“

„Wer hat das Darlehn vermittelt?“

„Ich.“

„Wieviel ist bei dem Geschäft hängen geblieben?“

Das war Voigt zuviel. Er brauste auf. „Was erlauben Sie sich? Lassen Sie Ihre unverschämten Verdächtigungen.“

Aber Sohr blieb ruhig und fragte weiter. „Ich will wissen, wieviel Sie an dem Geschäft verdient haben.“

Voigt wurde dieser steinernen Ruhe gegenüber unheimlich zumute. Aergerlich stieß er heraus: „Nichts!“

„So, nichts?! Das ist ehrlich. Aber immerhin bleibt es sonderbar, daß Sie das Darlehn vier Wochen vor der Ernte fällig werden lassen. Man pflegt sonst Darlehn und Zahlungen in landwirtschaftlichen Betrieben, soweit es möglich ist, nicht vor, sondern nach der Ernte zahlbar zu machen.“

„Soweit es möglich ist! Es war aber nicht möglich.“

„Das werden wir heute abend genauer wissen. — Und nun sagen Sie mir noch, wer hat den Weizen am Steinauer Weg geschätzt?“

„Geschätzt?“

„Jawohl! Auf Ertrag und Wert geschätzt. Man kann doch als Treuhänder und Verwalter fremden Gutes nicht gewissenhaft genug sein.“

„Soviel Kenntnisse besitze ich schon, um zu wissen, wieviel erlöst werden kann.“

„Ach nee? Aus dem Handgelenk heraus macht das Herr Hofmeister Voigt! Das ist allerdings allerhand. Und die hohe Frau von Finkenschlag verneigt sich vor Ihrem fabelhaften Wissen?“

„Ich habe ihr Vertrauen.“

„Leider! Wenn Sie es nicht hätten, stünde es besser.“

Das traf Voigt wie ein Peitschenhieb. Er ballte die Hände zu Fäusten und trat drohend auf Sohr zu. Er war in maßloser Erregung. Wie einmal schon anläßlich einer Unterredung mit jenem, rang er nach Luft. Er fühlte den Boden unter sich wanken und seine Existenz vor seinen Augen verschwinden, denn so wie Sohr sprach, sprach nur ein Gegner, der seiner Sache vollkommen sicher war. Es war ihm, als läge ihm dieser Mensch wie ein Alp auf der Brust. Er mußte ihn abschütteln, koste es, was es wolle.

Aber trotz allen Wollens kam doch nur mühsam und qualvoll die Frage von seinen Lippen. „Was wollen Sie mit Ihrer Bemerkung sagen?“

„Wissen Sie das nicht?“

„Ich frage!“

„Nun denn, daß Sie ein Schwindler sind und noch mehr.“

Da hob Voigt die Hand zum Schlage, aber bevor sie noch niederfiel, saß ihm Sohrs Faust schon im Gesicht.

Taumelnd stürzte der Getroffene ins Gras.

Sohr sah, wie sich dessen Taschentuch rot färbte und ein unterdrücktes Schluchzen seinen Körper schüttelte. Und in ihm war wahrhaftes Befriedigtsein. Ihm war es, als habe er mit diesem Schlage nicht den einzelnen getroffen, sondern tausend gleichgeartete Kreaturen, die sich wie Parasiten ins Fell fressen, dort ein Schlemmerleben führen und an ihrem Dasein ihre Opfer zugrunde gehen lassen.

„Mit Ihrer zerbeulten Fassade," sagte Sohr zu Voigt, „können Sie unmöglich Verhandlungen führen. Ich werde Sie deshalb vertreten."

„Büßen sollst du das, Hund, elender," knurrte ihn Voigt an, aber Sohr nahm keine Notiz mehr von ihm, schritt über den Hof nach seiner Kammer, wusch sich, band Kragen und Krawatte um, zog seine braune Manchesterhose an, ging nach der Straße, setzte sich dort auf eine vor dem Tor stehende Walze und wartete auf den Käufer, der doch nun erscheinen mußte, denn es war längst elf vorbei.

5.

Endlich kurz vor zwölf, kam ein Wägelchen mit einem Schimmel bespannt, die Allee heraufgefahren. Ein spieberiges Männchen führte die Zügel. Das Ganze machte einen dürftigen Eindruck.

Sohr erhob sich und grüßte höflich, als das klapperige Gefährt heran war.

An einem offenen Fenster des Herrenhauses lauschte Frau Kaden.

„Unser Interessent für den Weizen?" fragte Sohr.

„Ja," antwortete das Männchen und sah sich verlegen um.

„Sie erwarteten Herrn Voigt zu sehen, müssen sich leider aber mit mir begnügen. Herr Voigt liegt krank zu Bett."

„Oh! — Was fehlt ihm denn?" fragte der Alte teilnehmend und blickte Sohr mißtrauisch an.

Der fing den Blick auf und antwortete schlagfertig. „Ein Pferd hat ihn geschlagen, kaum vor einer Stunde erst und mitten ins Gesicht."

„Darum auch. — Ich hab' doch erst vor drei Stunden mit ihm telephoniert."

„Sehen Sie, verehrter Herr —"

„Kirschbaum ist mein Name."

„Angenehm! Sohr heiße ich. — Ja, sehen Sie, Herr Kirschbaum, uns geht's wie den Soldaten: Gestern noch auf stolzen Rossen, heute ins Gesicht geschlagen, morgen Kurzschluß."

Der Alte kicherte, und Frau Kaden, hinter ihrem Fenster, war entsetzt über diese Dreistigkeit.

„Wenn Sie noch scherzen können," sagte Herr Kirschbaum, „wird's nicht so schlimm sein mit dem Schlag."

„Dem Voigt sein Kopp — das war ein Kopp! Den auf der Pfeife, Herr Kirschbaum, und Sie könnten Schießpulver d'raus rauchen. Aber es gibt noch mehr solcher Köppe auf Finkenschlag. So die richtigen Bauernschädel: Immer durch. Drei Meter Steinmauer sind 'ne Kleinigkeit."

„Damit meint er mich, der Lümmel," dachte Frau Kaden, und Kirschbaum sagte: „Ist Ihrer auch so?"

„Wo denken Sie hin, Herr Kirschbaum. Ich kann Wachs sein in Ihren Händen, weiches, zartes Bienenwachs."

„Kann," wiederholte Kirschbaum.

„Natürlich kann, verehrter Herr Kirschbaum. Das steht in Ihrem Belieben. Wie Sie mich haben wollen, so können Sie mich bekommen."

Und der Fuchs witterte den Köter. — „Verstehe! Sie wissen das ganz nett plausibel zu machen, was Sie von mir erwarten."

„Und Herr Kirschbaum scheint gar kein unzugänglicher Mensch zu sein."

„Ist er nicht, durchaus nicht. Immer hübsch leben und leben lassen."

„In den Grenzen des Möglichen."

„Das ist der einzig vernünftige Grundsatz, Geschäfte zu machen," pflichtete Herr Kirschbaum bei und erkundigte sich nach Sohrs Bedingungen.

Aber Sohr wich aus. „Bedingungen," gab er zur Antwort, „die stelle ich nicht. Ich sagte ja schon: Ich kann Wachs in Ihren Händen sein. Es kommt ausschließlich auf Sie an."

„Herr Voigt war immer zufrieden mit mir."

„Ich weiß es. Ich werde es sicher auch sein und verlasse mich vollkommen auf Ihre Ehrlichkeit."

„Wieso — Ehrlichkeit?"

„Oder Einsicht und Noblesse, wenn Ihnen die Ausdrücke besser zusagen. Ich bin nämlich vorläufig nur während Voigts Krankheit vertretungsweise vom Kadenschen Rittergut in Großsteinau herüberbeordert worden, weil hier außer dem Hofmeister überhaupt niemand richtig Deutsch reden kann. Die Finkenschlager Herrin braucht nur Leute mit Händen. Köpfe mit Inhalt sind hier nicht nötig. Bis zur Stunde hatte ich keine Gelegenheit, mich mit Voigt zu besprechen. Ich weiß infolgedessen auch nicht, wieviel er selbst an dem Verkauf für sich erlösen wollte."

„Vier- bis fünfhundert Mark sollten abfallen."

Frau Kaden hielt sich am Fensterkreuz fest.

„Und die hätten Sie ihm auch gezahlt?" fragte Sohr scheinbar ohne besonderes Interesse.

(Fortsetzung folgt)

Das Sommerfest

Von Theodor Heinz Köhler

Als sie die Allee hochgingen, schob sich nach dem Moor zu der Mond rund und blank am Horizont hoch, immer höher, er schwebte dicht über den Dächern des Dorfes.

Peter ging ein wenig voraus, und Udo hatte Ingrid an der Hand genommen; er hielt ihre kleine, warme Hand fest in der seinen.

„Beinahe hätten mich Vati und Mutti mit nach Borgfeld genommen", sagte sie leise, „das Kostümfest wäre nicht so wichtig, meinten sie... Du, und ich hatte mich so darauf gefreut...!" Udo schwieg.

„Aber nun können wir die ganze Nacht zusammen sein, Udo", sagte sie leise, und er spürte den warmen Atem an seinem Ohr, „wir können nochmal über den Berg gehen, wir können..."

Sie schwieg jäh, und er hörte Peters Schritte vorn in der Dunkelheit.

Er sagte: „Ja, aber wir wollen mit Peter gehen..."

Sie gingen gemeinsam über die Kuppe, dann liefen sie alle den Berg wieder hinab.

Ingrid erzählt sprudelnd, Udo lachte hin und wieder, und Peter schritt schweigend nebenher. Er lächelte wohl im Dunkeln vor sich hin.

Dann lag zwischen den hohen, schwarz aufragenden Kiefern das hellerleuchtete Haus. Sie hörten Schritte, jemand lachte, dann wurde die Tür geöffnet. „Hallo?!" rief Udo, und Otto kam vors Haus, er verneigte sich vor Ingrid und sagte: „Guten Abend, schöne Frau!"

Und Ingrid lachte und hatte ein gerötetes Gesicht.

Sie wohnten da und dort, sie arbeiteten und sahen sich nicht oft, aber jetzt waren sie alle zusammengekommen, ein paar Maler, Schriftsteller, Musiker, die Frauen, und selbst der Kunsttischler aus dem Moor fehlte nicht.

Anke brachte die Gläser, Otto entkorkte lachend die Flaschen. Katrinchen und Frauke schenkten ein. Und dann stellte man das Grammophon an, und der Tanz begann.

Udo tanzte mit Ingrid, er neigte sich über ihr Gesicht und sagte leise: „Heute können wir zusammenbleiben, solange wir wollen — nicht?" Und er dachte an die Abende, da er mit ihr unter dem hellerleuchteten Fenster gestanden und sie hinaufgemußt hatte.

Sie sah ihn an aus ihren großen, schimmernden Augen und nickte. Dann tanzte Udo mit ein paar anderen Frauen; man trank und lachte sich an. Otto brachte immer neue Flaschen.

Als die Musik ausklang, gingen sie auseinander, und Udo sah sich im Gewühl der Tanzenden um. Da gewahrte er Nora.

Sie saß nicht weit vom Kamin, sie hatte ein langes, schwarzes Gewand an und an ihrer Brust steckte eine dunkelrote Rose. Sie warf das eine Bein über das andere und blickte Udo abwartend aus ihren glänzenden, grünen Augen an.

Udo ging auf sie zu und bat sie zum Tanz.

Sie tanzten, und Udo fragte, wo sie denn bisher gewesen wäre, er hätte sie zuvor nicht gesehen.

„Ja, du siehst mich ja nie", sagte sie still, „du hast dich seit damals nicht um mich gekümmert."

„Nein", kam es von ihm, „aber ich hatte immer allerhand zu tun."

„So viel...?"

Sie sprachen kein Wort mehr, sie tanzten, und Udo fand, daß Nora wundervoll tanzte, daß sie noch immer die sanfte, weiße Haut und den vollen, roten Mund hatte.

Er setzte sich zu ihr an den Kamin.

„Du hast eine schöne Rose", sagte er, „von wem?" — Sie lächelte, aber sie erwiderte nichts. Sie blickte ihn nur überlegen an.

Udo lehnte sich auf der Bank etwas zurück, und er spürte, daß er viel getrunken hatte. Er blickte über die Diele hin. Die anderen tanzten. Und in Rauchschwaden verschwommen sah er Ingrid mit Otto zusammen. Sie sprachen miteinander und Ingrid lachte.

Da rückte Udo ein wenig zu Nora hin, er nahm ihre Hand und sagte leise: „Ja, damals . . . was?"

Sie nickte, zog ihre Hand zurück. „O, wie ist mir warm!" Und sie sah Udo an aus ihren glänzenden, grünen Augen.

„Gehen wir raus!" meinte Udo.

Der Mond war nicht mehr zu sehen. Die Kiefern standen starr. Der Himmel war klar, die Sterne hatten sich alle versammelt, und die Grillen erhoben ihr sommernächtliches Zirpen.

Sie gingen auf einem Pfad unter den Kiefern dahin. Er dachte an ihre Spaziergänge in den Nächten — damals, an ihr Haus am Rande des Moores, an den Sommer vor ein paar Jahren.

„Die Rose ist schön", sagte er von neuem.

Sie schwieg lange Zeit, dann sagte sie leise in die Dunkelheit hinein: „Willst du sie haben?"

Der Wind hatte sich aufgemacht, er lief über die Kiefern dahin, und im Geäst rührte es sich.

Er hatte viel getrunken und alles andere vergessen, er dachte nur an Nora und sagte: „Wenn du sie mir geben willst . . .? Aber ich denke, es ist alles vorbei?"

Nora blieb mitten auf dem Pfad stehen; sie stand sehr nahe bei Udo. Er sah ihre Augen schimmern. „Da", sagte sie und steckte ihm die Rose an.

Sie stand vor ihm, sah zu ihm auf —, es war alles so wie damals. Da faßte er nach ihr, zog sie zu sich heran und küßte sie.

„Komm", sagte er dann voller Erschrecken, „wir müssen rein. Die anderen werden sich wundern."

„Du", sagte sie vor der Tür und hielt ihn zurück, „bringst du mich heute abend heim?"

Er schwieg, aber er nickte. Sie traten ein. Die anderen waren beim Tanzen. Otto fragte: „Kinders, wo bleibt ihr denn so lange?" er lachte und drohte mit dem Finger.

Peter sah Udo an, er sah ihn sehr finster an. Udo blickte sich um. „Wo ist Ingrid?" fragte er.

Peter sagte schroff: „Sie sitzt nebenan!" und er fügte hinzu: „du bist gemein!"

Udo starrte ihn an, und da wich die Trunkenheit, er sah alles wieder in aller Deutlichkeit: die Tanzenden, Otto, die Flaschen, die halbleeren Gläser. Er sah auch Peter, und er erinnerte sich des seltsamen Untertons am Abend, als Peter allein über den Berg gehen wollte.

Udo stand da und sah auch Nora, wie sie überlegen lächelnd am Kamin stand und ihn anblickte aus ihren grünen Augen. Als er an sich herabschaute, sah er die dunkelrote Rose.

Er stand noch immer im Trubel der anderen und wußte nicht, was er sollte. Man tanzte an ihm vorüber, rief ihm etwas zu, lachte. Er sah alles mit Erschrecken, es war ihm auf einmal alles sehr, sehr fremd.

Da ging er nach nebenan. Ingrid saß auf der Couch. Sie hob den Kopf und sah ihn still an. Er setzte sich neben sie, nahm die dunkelrote Rose von seinem Rock und gab sie ihr. „Du", sagte er, „bist du mir böse?"

Sie blickte ihn lange, lange an, dann zuckte ein Lächeln über ihr Gesicht und sie schüttelte den Kopf, daß sich ihre hellblonden Locken bewegten.

„Komm", sagte er, „wir tanzen noch einmal und dann gehen wir. Wir wollen ganz allein sein heute . . ."

Sie nickte und stand auf. Er tanzte mit ihr, und dann gingen sie, ohne daß es die anderen merkten. Nora sah ihn fragend an. Aber er ging an ihr vorbei.

Der Mond war nicht zu sehen, aber die Sterne leuchteten zuckend. Und die beiden gingen über den Berg in die Nacht hinein.

Der Herr am Nebentisch

Von Kurt Krispien

Es roch nach Kaffee und nach Zigaretten. Stimmengewirr lag in der schweren Luft; hin und wieder klang ein leises Lachen auf. Es war ein nettes, kleines Lokal, und man hätte sich hier schon wohl fühlen können, aber Roberts Augen wanderten trotzdem unschlüssig umher. Das war vielleicht verkehrt, sich mit Ursula hierherzusetzen, nur weil Eva ihn geärgert hatte! Er war vielleicht zu schnell gekränkt gewesen, hätte sich mit ihr in aller Ruhe aussprechen sollen, statt einfach wegzulaufen.

Ursula sah äußerst niedlich aus, wirkte aber etwas zu kokett, wie Robert fand. Starrte der junge Mensch am Nebentisch nicht unablässig zu ihr herüber? Robert fand das ziemlich unverschämt. Zwar, er saß aus purem Trotz mit Ursula zusammen, nicht weil sie ihm gefiel; aber das Männchen in ihm empörte sich doch darüber, daß ein anderer sich ihr zu nähern wagte. Und es gefiel ihr offensichtlich!

Mißgestimmt sog er an seiner Zigarette, aber dann erhellten sich plötzlich seine Züge: er hatte einen wunderbaren Einfall! Langsam stand er auf und ging zum Nebentisch hinüber. „Es scheint," sagte er zu dem erblassenden jungen Mann, „es scheint, daß Sie sich für die Dame an meinem Tisch interessieren . . ."

Der andere sprang erschrocken auf. „Oh, ich meinte es nicht beleidigend," stotterte er, „entschuldigen Sie, bitte, ich gehe schon . . "

„Aber nein! Sie mißverstehen mich ganz und gar! Sie sollen ja nicht gehen, im Gegenteil! Ich fände es nur netter, wenn Sie an unseren Tisch kommen wollten, da haben Sie es doch viel leichter, sich bei der jungen Dame ins rechte Licht zu setzen. Kommen Sie!"

Damit faßte Robert ihn sacht, aber unwiderstehlich am Arm und zog ihn mit sich, um ihn der erstaunten Ursula zu präsentieren.

„Darf ich dir Herrn — na, wie heißen Sie doch gleich? — vorstellen?"

Er hieß Martin, und eine schwere Viertelstunde begann für ihn. Aus der Ueberlegenheit seiner Situation heraus spielte Robert Katze und Maus mit ihm, fragte ihn nach Dingen, auf die jener keine Antwort wissen konnte, nannte ihn einen uralten Bekannten und sagte, als Martin ihm bescheiden widersprach: „Na, dann werden wir unsere Bekanntschaft eben vordatieren! Nehmen wir an, wir kennen uns schon ein paar Jahre. Wir können ja dafür um so früher wieder Schluß damit machen!"

Und das alles in Gegenwart von Ursulas amüsiertem Lächeln. Es war nur erstaunlich, daß keiner von den beiden merkte, wie tapfer und gelassen sich dieser Martin hielt. Sie waren auch ziemlich überrascht, als er endlich selbst zu reden anfing. Er tat dies mit ruhiger, halblauter, aber sehr sicherer Stimme. „Sie finden es vermutlich sehr komisch," sagte er zu Robert, „daß Sie mich hier an Ihren Tisch geholt haben, und es hat Ihnen ja auch viel Spaß gemacht, mich als eine Art Clown zu behandeln. Aber ich habe mir das so lange angehört, weil ich über Sie Bescheid wissen wollte. Und ich glaube, jetzt ist es so weit! Als ich drüben saß, nahm ich an, Sie seien mit dieser jungen Dame verlobt, oder wenigstens auf dem Wege dazu. Deshalb hatte ich anfangs ein böses Gewissen, mein Interesse an ihr so deutlich gezeigt zu haben. Jetzt sehe ich, daß sie Ihnen gleichgültig ist. Das aber ändert die Lage bedeutend; denn jetzt sind Sie derjenige, der sich schlecht benommen hat!"

„Erlauben Sie!" fiel Robert ein; aber Ursula unterbrach ihn mit einer ungeduldigen Handbewegung.

„Laß ihn gefälligst ausreden!" verlangte sie. „Du hast vorhin lange genug deinen Unsinn getrieben!"

Robert schwieg verwundert, während der Fremde ruhig weitersprach: „Wenn Sie nämlich selbst kein tieferes Interesse für diese Dame haben, warum wollen Sie dann den anderen den Weg zu ihr versperren? Sie erinnern mich dabei an eine alte russische Fabel. Darin ist von einem Hunde die Rede, der auf einem Heuhaufen sitzt; und obgleich er sich absolut nichts aus dem Heu macht, beißt er doch ein Pferd in die Nase, das davon fressen will. Wenn Sie es nicht als unhöflich empfinden," er lächelte Robert entschuldigend zu, „dann möchte ich Sie mit dem Hunde dieser Fabel vergleichen, während ich das Pferd darstelle . . ."

„Auch Esel fressen Heu!" murmelte Robert, aber er war doch sichtlich abgeschlagen. Sein Blick fiel auf Ursula. Sie sah den Fremden an, und alle Koketterie war von ihr abgefallen. Statt dessen war ein sonderbarer, gespannter Ausdruck in ihren großen, braunen Augen. Sie war in diesem Augenblick kein Mädchen, das nur spielt, sondern eine Frau, die ihre Wahl fürs Leben trifft.

Robert erhob sich leise und von niemandem beachtet.

Ein wenig später rief er Eva an. „Ich habe etwas nachgedacht," bekannte er, „und bin zu der Einsicht gekommen, daß ich ein bißchen voreilig gewesen bin. Wann seh ich dich? Ich muß dich etwas fragen, was sehr wichtig ist . . ."

„Wann du willst, Robert! Ich wußte, daß du heut noch anrufst!"

„Also dann: jetzt gleich! Ich komme zu dir und hole dich ab. Einverstanden?"

„Ein wunderbarer Einfall," sang ihre Stimme durch das Telephon, „ein wunderbarer Einfall . . ."